



**Alice Salomon Hochschule Berlin**  
University of Applied Sciences

„Alice Salomon“- Hochschule  
für Sozialarbeit und Sozialpädagogik Berlin  
Soziale Arbeit, Gesundheit, Erziehung und Bildung

Wissenschaftlicher Artikel

# Transitionen

Ein Handlungsansatz für eine gelingende  
Gestaltung von Übergängen

Hrsg.: Hamburgische Arbeitsgemeinschaft für  
Gesundheitsförderung e.V. (HAG)

**Autor:**

**Raimund Geene**

Veröffentlicht auf dem Publikationsserver der ASH Berlin  
Datum der Freischaltung: 25.11.2019

# Transitionen

## Ein Handlungsansatz für eine gelingende Gestaltung von Übergängen

Die Ottawa-Charta hat mit ihrem Aufruf zu „gesunden Lebenswelten“ (Settings) deutlich gemacht, dass Gesundheit vor allem von gesunden Verhältnissen abhängt. In gesundheitsförderlichen Settings sollte gesundes Verhalten – gemäß dem WHO-Motto „Make the healthier way the easier choice“ – die leichtere Wahl sein. Insbesondere beim Eintritt in eine Lebenswelt wird Verhalten eingeübt. Dies zeigt sich gleichermaßen bei Aufnahme einer neuen beruflichen Tätigkeit oder Wechsel zu einem neuen Arbeitgeber, noch deutlicher sogar bei Eintritt in Kita oder Schule oder gar bei Gründung einer Familie – hier gilt es, jegliches Verhalten auf den Prüfstand zu stellen. Der fundamentalen Bedeutung dieser Übergänge ist bislang in Psychologie und Gesundheitswissenschaften nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden. Daher wird im Beitrag der Transitionsansatz als Herausforderung für die Gesundheitsförderung beschrieben. Nachfolgend wird zunächst dargestellt, in welcher Form und mit welchem Handlungs- und Erkenntnisinteresse der Transitionsansatz in unterschiedlichen Fachdiskursen entwickelt ist.

### Übergänge im Lebenslauf

Der Transitionsansatz zielt darauf ab, Übergänge im Lebenslauf mit positiven Impulsen zu stützen, damit diese subjektiv als gelungen und selbstwertstärkend erlebt werden und einen guten Start in die jeweils neue Lebenswelt vorbereiten. Dieses in der Berufsorientierung (berufliche Einfädelungen etc.) bereits etablierte Konzept der Impulsförderung (Braun/Geier 2013) wird zunehmend adaptiert auch zur Eingewöhnung in die Kita genutzt sowie inzwischen mit erhöhter Komplexität auch auf Schuleintritt (speziell Kita-Schule) und -übergänge (Primar- in die Sekundarstufe) erfolgreich ausgeweitet. Fundiert ist der Ansatz insbesondere durch die ausführliche Diskussion mit einem eigenen Kapitel im 10. Kinder- und Jugendbericht 1998.

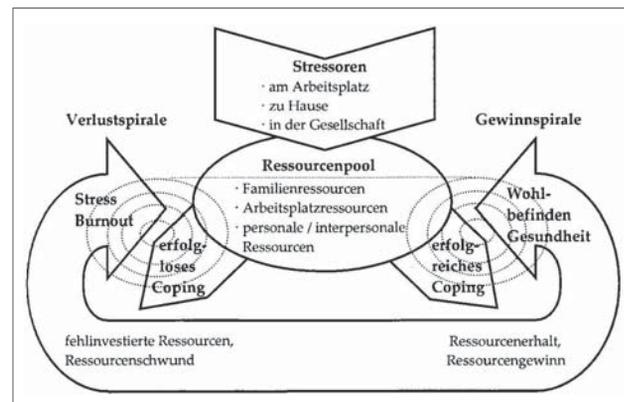
In der Kindheits- und Familiensoziologie sowie nachfolgend auch in den Bildungswissenschaften (insb. Elementarpädagogik und Pädagogik der beruflichen Übergänge) ist der Transitionsansatz insbesondere als zentrale Frage des Übergangs Kita zur Grundschule von Griebel/Niesel (2004, 2011) beschrieben worden, die ihrerseits wiederum anknüpfen an die familiensoziologischen Studien von Wassilios Fthenakis (1999, 2004). Sie stellen dar, dass und wie beim Eintritt in eine neue Lebensphase Verhalten eingeübt wird. Hier konnte mit dem Transitionsansatz gezeigt werden, dass Übergänge von Partnerschaft zur Familiengründung bzw. -werdung (Dio- de zur Triade, Fthenakis 1999), bei Eingewöhnung in die Kita und dem Übergang Kita – Grundschule (Geene/Borkowski 2009, 2017) sowie insbesondere bei Fragen der primärberuflichen Einfädelung (Braun/Geier 2013) substanzielle Voraussetzungen für das spätere Wohlbefinden darstellt, wobei hier umfänglich zu differenzieren ist nach institutionellen und individuellen Erfordernissen (vgl. Kroll 2011).

Auch im Bereich der Inklusionspädagogik wird Übergangsgestaltung als zentrale Herausforderung im Anschluss an die UN-Konvention der Rechte behinderter Menschen identifiziert (Jungk et al. 2011). Er wird auch zunehmend verwendet für eine Vielzahl von gesellschaftlichen Änderungs- bzw. Adaptionsprozessen (im Überblick: Schröder et al. 2013).

### Modell kritischer Perioden

Der Transitionsansatz weist deutliche Parallelen auf zu dem in der Medizin verbreiteten Modell kritischer Perioden und den jeweiligen Entwicklungsfenstern spezifischer biologischer, psychologischer und sozialer Wachstumsprozesse (vgl. z.B.

Dragano/Siegrist 2006). Übergangsprozesse/Transitionen können sowohl zur Ressourcengenerierung als auch zu Ressourcenverlust beitragen, wie das Salutogenese-Modell nach Antonovsky (1997) oder nachfolgend ein vereinfachtes Modell in Anlehnung an Hobfoll (1989) aufzeigen:



Quelle: [http://elpub.bib.uni-wuppertal.de/servlets/DerivateServlet/ Derivate-5460/se1601.pdf](http://elpub.bib.uni-wuppertal.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-5460/se1601.pdf), S.112

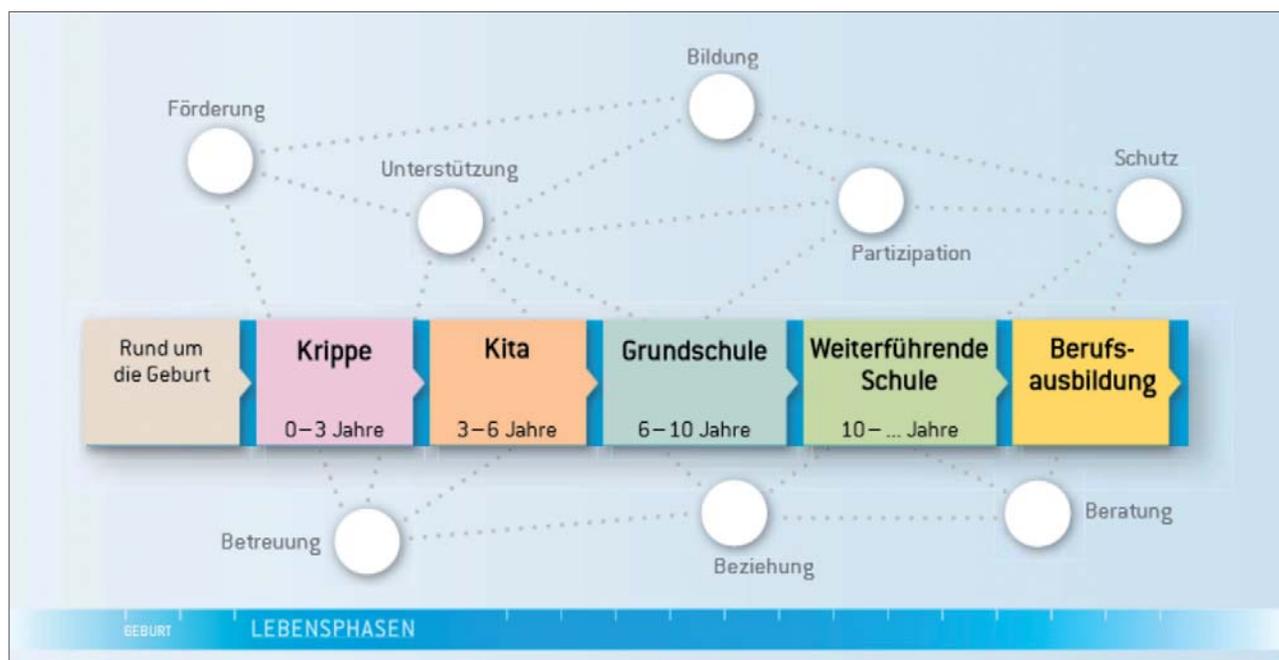
Schon im 10. Kinder- und Jugendbericht 1998 wurden Übergänge entwicklungspsychologisch als „Knotenpunkte im Entwicklungsverlauf“ gesehen, also als „Lebenslaufereignisse, die zu dem Zeitpunkt, da sie auftreten, als entscheidend und wegweisend empfunden werden, denen aber auch bei Rekonstruktionen der Biografie im Erwachsenenalter Bedeutung zugeschrieben wird“ (Kroll 2011). In dieser Betrachtung haben die Ereignisse zunächst keine festgelegte Bedeutung, sondern diese erhalten sie erst von den Menschen, die sie durchleben: „... nicht das Lebenslaufereignis als solches, sondern im entwicklungspsychologischen Sinne dessen Verarbeitung und Bewältigung lässt es zu einem Übergangserleben (Transition) werden“ (ebd.).

### Arten von Übergängen

In lebenslauftheoretischer Perspektive lassen sich nach Kroll (2011) zwei Arten von Übergängen zeigen:

*Kulturspezifische normative Lebenslaufereignisse*, unterteilt in

- Biografisch-individuelle wie Geburt, Konfirmation, Heirat
- Biografisch-institutionelle wie Einschulung, Schulwechsel, Erwerbseinstieg sowie später -ausstieg



Quelle: [https://www.fruehehilfen.de/fileadmin/user\\_upload/fruehehilfen.de/pdf/Publikation\\_Werkbuch\\_Praeventionskette.pdf](https://www.fruehehilfen.de/fileadmin/user_upload/fruehehilfen.de/pdf/Publikation_Werkbuch_Praeventionskette.pdf), S. 16

Kulturspezifische nicht-normative Lebenslaufereignisse, unterteilt in

- Biografisch-individuelle wie unerwartete (Teenage-) Schwangerschaft, Tod oder auch soziale Isolation, Krise, Trauma; auch Arbeitsplatzverlust oder Scheidung
- Biografisch-institutionelle wie Hilfen zur Erziehung, z.B. Heimunterbringungen oder sogar Freiheitsentzug/Gefängnis (sowie jeweils auch umgekehrt: Rückführung)

Übergänge werden auch als gesellschaftliches Phänomen (Beispiel Arbeitslosigkeit) individuell erlebt. Besonders zugespitzt zeigt sich dies am Beispiel sozialer und kulturellen Veränderungen wie z.B. Migration oder auch Mauerfall. Hier wird zumeist von Transformation gesprochen, was jedoch individuell als Transition inkl. der eigenen subjektiven Bedeutungszuweisung erlebt wird.

Solche Anforderungen stellen immer wieder einen Entwicklungsstimulus dar (Oerter 1995) und können in einem dialektischen Modell der Entwicklung auch als besondere Bewährungsproben gesehen werden, aus deren positiver Bewältigung ein Entwicklungsschub resultieren kann. Insbesondere in der Frage intergenerativen Wechsels werden subjektive Brüche schon in den frühen Studien von Karl Mannheim (1926) als grundlegende Voraussetzung zur Neuaneignung tradierter Kulturgüter betrachtet.

Diesem verbreiteten Konzept ist jedoch kritisch entgegenzuhalten, dass es sich eines bildungsbürgerlichen Grundmodells von Generationenfolgen bedient, das für Menschen mit hohen sozialen Belastungen kaum nachvollziehbar ist, und dass es sich bei den Generationenbrüchen um ein Phänomen handelt, das jüngere Generationen deutlich weniger stark erleben als ältere (vgl. King 2013).

Anknüpfend an die dialektischen Konzepte kann andererseits konstatiert werden, dass Übergänge i.d.R. eine Grundstruktur vereint. Es geht um

- Trennung: Abschied vom „Alten“
- Übergangsprozess: Prozess des „Sich-Auseinander-Setzens“ mit dem Kommenden
- Neuanfang: Einstieg in das „Neue“

Die Art und Weise der Übergangsbegleitung beeinflusst die Entwicklung eines biografischen Selbstkonzepts. Interessant ist dafür insbesondere das gestaltpsychologische Modell der Passung von Kurt Lewin (1935). Dies zeigt: Je höher die Diskrepanz zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung, desto eher kann von Übergangs-Krisen ausgegangen werden, die jeweils individuell erlebt werden, auch wenn sie gesellschaftlich initiiert sind (z.B. Arbeitsplatzverlust, Wohnortwechsel).

### Potenziale des Transitionsansatzes

Erfolgsversprechend sind Impulsaktivitäten, die Schwierigkeiten bei den jeweiligen Übergängen abfedern und wesentlich zur besseren Integration in die jeweils neue Lebensphase und das Setting führen. Ein subjektiv als gut empfundener Start kann nachhaltig positiv wirken.

In Deutschland sind entsprechende Fördermaßnahmen entwickelt im Bereich der Familien- und Jugendhilfe wie Schwangerschaftskonflikt- und Familienberatungsstellen sowie die oben erwähnten Konzepte für Kitas und berufliche Übergänge sowie entsprechende Maßnahmen zu Schule und Beruf im Bildungsbereich (Länderregelungen). Sie werden flankiert durch Strukturmaßnahmen wie Kinderschutznetzwerke und lokale Bildungskonferenzen.

Im Gesundheitsbereich wird der Transitionsansatz vor allem in der Frage der Behandlungstransitionen durch verschiedene Lebensphasen diskutiert (z.B. Fortführung einer ADHS-Medikation bei jungen Erwachsenen, vgl. Sachverständigenrat 2009, oder auch therapeutische Konsequenzen einer Verrentung, Sachverständigenrat 2013). Auch wenn hier ein deutlich verkürztes und eher technisches Verständnis von Übergängen besteht, wird auch das subjektive Erleben der Übergänge berücksichtigt.



Noch stärker drückt sich dies aus in der aktuellen Ausdifferenzierung der Frühen Hilfen (Thyen & Pott 2016), die u.a. die Schnittstelle zwischen Jugend- und Gesundheitsressorts fokussiert (Geene 2016). Eine Grundlage bilden hier insbesondere die Erkenntnisse aus der Familiensoziologie (Fthenakis 2003) sowie Entwicklungs- (Gloger-Tippelt 1988) und Sozialpsychologie (Welzer 1993) zu den Anforderungen der Transition von der Paarbeziehung zur Familienwerdung.

Frühe Hilfen zielen unter diesem Aspekt darauf ab, die jeweils besonderen Belastungen in der Familienwerdung (wie Einnahmeverluste bei gleichzeitig erhöhtem Finanzbedarf/Armutrisiko, berufliche Dequalifizierungsprozesse, Partnerschaftskonflikte) zu kompensieren. Maßnahmen der Kompensation können einerseits in Belastungssenkung bestehen, die individuell (z.B. Sondermittel der Stiftung Mutter & Kind, Haushaltshilfen, Hebammenleistungen) oder strukturell (z.B. kommunale Bereitstellung von lebensweltlichen kleinkind- und familiengerechten Angeboten bis hin zu spezifischem Wohnraum/Mehr-Generationen-Wohnen) ausgerichtet sein können.

Andererseits sind Maßnahmen der Ressourcenstärkung denkbar (z.B. Selbstwirksamkeits- und Kompetenzstärkung über Modelllernen durch Familienhebammen oder in Selbsthilfeangeboten/Eltern-AGs). Das Ziel besteht darin, eine Negativschleife (sog. ‚Ressourcenverlustspirale‘, Hobfoll/Buchwald 2004) zu prävenieren und einen positiven Aufbruch (‚Ressourcengewinnspirale‘, ebd.) zu fördern.

Eine wichtige Perspektive bietet der Transitionsansatz insbesondere für kommunale Gesundheitsförderung, die sich mittels

sog. „Präventionsketten“ um eine altersspannenübergreifende Gesundheitsförderung bemüht (Kilian & Lehmann 2014), ohne bislang über ein entsprechendes Konzept zu verfügen. Hier kann angeknüpft werden an den Aufbau von Frühen Hilfen über das Bundeskinderschutzgesetz seit 2012 (NZFH 2014).

### Bedarfe für den Transitionsansatz

Die wesentlichen Gründe für eine verstärkte Berücksichtigung des Transitionsansatzes in der Gesundheitsförderung und Prävention sind im Überblick die nachfolgenden:

- Interventions-Bedarf:* im Übergang bestehen besondere Risiken, aber auch besondere Chancen
- Pädagogischer Bedarf:* die neu erlebte Situation ist der beste Zeitpunkt, gesundes Verhalten zu etablieren mit besonders hohen Wirkungen für Lebensverlauf der gesamten Familie, weil Mütter/Eltern/Familien insbesondere in den Übergangsphasen besonders lerninteressiert sind
- Ethische Anforderung:* Mütter/Eltern/Familien sind in den Übergangsphasen marginalisiert und besonders bedürftig hinsichtlich Interessenvertretung (Advocacy-Ansatz)
- Praktischer Bedarf:* Anleitungsoption für das wachsende Handlungsfeld der kommunalen Gesundheitsförderung, explizit im Bereich sog. „Präventionsketten“.  
(Geene & Borkowski, 2017)

**Autor und Literatur:** Prof. Dr. Raimund Geene, Alice Salomon Hochschule, Berlin School of Public Health, [geene@ash-berlin.eu](mailto:geene@ash-berlin.eu)  
[www.ash-berlin.eu](http://www.ash-berlin.eu), <https://bsph.charite.de>